

(Nachdruck verboten.)

21)

Der Alte vom Berge.

Roman von Grazia Deledda.

Die Luft war lind wie in einer Herbstnacht, und in dem hellen Mondschein fühlte Melchior sich trotz all der Aufregungen leicht und frisch an Körper und Geist. Keine Furcht beirrte ihn; sein Blut kreiste lebhaft, heiß, von keinerlei Ungewißheit gehemmt, denn ein jeder Pulsschlag seines Herzens sagte:

Paska, Paska!

Und sein Denken antwortete:

Ich liebe sie; sie wird die Meine! Das Ungeheuer kam lange warten, ehe es mich wieder sieht; wie komme ich von dem Versprechen los?

Auch diese Frage störte den lauten Hymnus seines Herzens nicht, der, in das eine Wort: Paska! zusammengefaßt, alles andere übertönte.

Bei dem Zollhaus, vor dem vom Monde hell beschienenen Orthobene, sah er zwei Karabinieri. Ein instinktiver Schreck durchzuckte ihn, und er wandte sich seitwärts, um ihnen auszuweichen; dort standen noch zwei.

Melchior blieb stehen: der Anblick des Orthobene erinnerte ihn an den wartenden Vater; ein Gedanke aber tröstete ihn in dem fatalen Augenblick:

Mein Gewissen ist rein. Wenn sie mich festnehmen, so ist das wenigstens ein Grund, um von meinem Versprechen loszukommen.

XII.

In der Grotte harrete Zio Pietro in vorahnender Sorge. Auch hier oben war die Nacht klar, und der schweigende Wald schimmerte im Kaufrost.

Vasilio hatte die Ziegen in die Schutzhütten getrieben und das Pferd vor der Grotte angebunden. Die Stunden vergingen, Melchior kehrte nicht heim.

„Das hat etwas zu bedeuten,“ sagte Zio Pietro vor sich hin.

„Ihr seid töricht, Zio Pietro! Er ist bei der Geliebten und vergißt die Zeit.“

Der Alte neigte den Kopf, so daß der Bart ihm die ganze Brust bedeckte, und schwieg. Dann nach einer Weile:

„Aber die anderen Male? Es ist nicht umsonst, daß er so lange bleibt.“

„Was für ein Tor Ihr seid! Die Liebe wird eben heißer und Euer Sohn sitzt da wie der Vogel auf der Leimrute. Oder vielleicht hat er sich auch betrunken.“

„Er betrinkt sich nicht.“

„Nein, nie!“ sagte Vasilio spöttisch. „Auf jeden Fall: wenn er heute nicht kommt, kommt er morgen. Legt Euch doch nieder.“

„Ich lege mich nicht. Es ist nicht umsonst, daß er nicht wiederkommt. Wieviel Uhr ist es?“

„Ach! laßt mich in Frieden,“ sagte Vasilio rauh. Er stand aber doch auf, trat an die Oeffnung der Grotte und blickte nach oben.

„Dem Monde nach kann es acht Uhr sein.“

„Was ist geschehen?“ dachte Zio Pietro. „Er ist noch nie nachts ausgeblieben. Sollte er sich wirklich betrunken haben? Oder haben sie ihn verhaftet?“

Eine solche Angst überkam ihn, daß kalter Schweiß seinen Nacken neckte. In einem Augenblick waren alle die alten, schrecklichen Vorstellungen wieder aufgewacht und raubten ihm auch den schwachen inneren Schimmer, der ihn belebte. Alles war dunkel, außen und innen, für Seele und Leib; und in dem Augenblick, wo Melchior so lebhaft an ihn dachte, ahnte er alles, was vorgegangen war.

Nach der ersten schmerzlichen Ungewißheit beschlich ihn Angst; Vasilio seine Ahnung mitzuteilen, wagte er nicht, weil er befürchtete, dieser würde ihn verlassen.

Er legte sich nieder, wachte aber angestrengt, mit offenen Augen, in dem tiefen, beängstigenden Dunkel, das ihn überall umgab.

Vasilio hatte sich in der Nähe des Einganges ausgestreckt; Zio Pietro bemerkte jedoch, daß auch er nicht schlief. Er hörte, wie er sich umherwarf, wie er manchmal den Atem anhielt, und seine eigene Besorgnis sagte ihm, daß auch der Hirt Sorge ver-

spüre. Weshalb? Aus Anhänglichkeit? Aus Angst? Er wußte es nicht, er erriet es nicht, doch die stumme Unruhe Vasilios vermehrte seine eigene. So verging die lange, kalte Winternacht.

Melchior kam nicht. Zio Pietro wußte jetzt, daß er nicht mehr kommen würde, und doch erwartete er ihn, unbeweglich auf der Matte liegend, deren grobes Geflecht die alten Glieder des Schlaflosen drückte. Gestig pochten seine Schläfen und Pulse, und doch war ihm kalt. Da waren wieder die eisigen Gewässer, das tiefe, dunkle Meer, in das seine Seele versank: Melchior würde nicht mehr heimkehren . . .

Und auch Vasilio wachte . . .

Als der untergehende Mond in die Höhle hereinblühte, stand er auf. Zio Pietro hörte, wie er sich reckte, gähnte, und dann das Feuer anblies. Er verspürte den hellen Schein desselben und allmählich durchdrang ihn eine milde Wärme, die jene entsetzlichen Vorstellungen verdrängte. Sein Puls ging ruhiger, und die schweren Augenlider schlossen sich. Während er so völlig erschöpft dalag, vernahm er einen Pfiff, vermochte aber nicht, sich zu erinnern. Vasilio dagegen, der zusammengetauert am Feuer saß, sprang auf, stürzte hinaus und eilte zu der Hütte. Er traf dort Felix, den Sohn Zia Vissaccias, der von seinem gestrigen Mauth noch ganz rote Augen hatte. Er sagte gleich, daß Melchior verhaftet worden sei.

„Meine Mutter weiß, daß man ihn beschuldigt, gestohlenes Vieh verkauft zu haben. Sie sagen, daß das Vieh hier, bei der Hürde gesehen worden ist. Nimm Dich in Acht, Putschel!“

Er packte ihn bei den Schultern und schüttelte ihn heftig.

„Ne, wofür hältst Du mich? Wir können sie nichts anhaben!“ erwiderte Vasilio.

Der Mond verschwand und es ward plötzlich dunkel. Trotz ihrer Kühnheit fürchteten sich die beiden.

„Wahrscheinlich werden die Karabinieri kommen, um die Lanca zu durchsuchen; der Däse muß weg! Zum Teufel, wo hast Du ihn gelassen?“

„Bist Du deshalb gekommen?“

„Weinst Du vielleicht Deiner schönen Augen wegen?“

Felix hatte einen Däsen gestohlen, und indes er die Gelegenheit abspähte, einen zweiten zu stehlen, um sie zusammen zu verkaufen, hatte er ihn Vasilio übergeben, damit er ihn in der Lanca verberge. Solche Gefälligkeiten machte er dann dadurch wett, daß er das Vieh verkaufte, das Vasilio fand.

Sie suchten nach dem Däsen, fanden ihn im Walde ausgebreitet, weckten ihn und trieben ihn an. Das fette, schwarze Tier kniete schwerfällig auf die Vorderfüße und erhob sich dann vollends, ganz verdunst in der Dunkelheit. „Goh, weg,“ schrie Felix, klatschte in die Hände und lief hinter dem Däsen her.

Vasilio bückte sich, nahm einen Stein auf und warf ihn dem Tier in die Flanke. Es zuckte zusammen, wandte den Kopf, leckte sich die Wunde und trottete schwerfällig davon. Die beiden jungen Leute liefen eine ganze Strecke hinter ihm her und trieben es mit lautem Geschrei fort.

Durch das tiefe Schweigen der Natur erklang deutlich der Widerhall des schweren Tritts des Däsen und der Stimmen der beiden Männer. Bei der Hürde bestie der Hund. Zio Pietro lag wie betäubt; er fühlte jedoch, daß er nicht schlief, und verworrene Laute tönten ihm im Ohr. Im Osten erschauerten die dunklen Steineichen vor dem sich leise rötenden Morgenhimmel, und die Ziegen in den Schutzhütten stießen sich mit den Hörnern, als Felix und Vasilio in die Grotte eintraten. Das Feuer war herabgebrannt; Zio Pietro schien zu schlafen, erwachte aber sofort und fühlte die Anwesenheit eines Fremden.

„Wer ist da?“ fragte er, erhob den Kopf und streckte die Hand aus.

Felix bückte sich, fasste die Hand und half ihm aufstehen.

„Ich bin's, Zio Pietro.“

„Du bist Felix. Und Melchior?“ Da Felix mitleidig schwieg, fragte er entschlossen:

„Haben sie ihn festgenommen?“

„Ja.“

Die Antwort, die er doch erwartet hatte, verursachte ihm tödlichen Schreck, unfählichen Schmerz.

„Herr, dein Wille geschehe!“ stöhnte er; aber sein ganzer Glaube, seine einfache Weisheit, seine Güte, seine Kraft ver-

fanzen, gleich einem Stein aus der Höhe, in dem geheimnisvollen Wirbel der eisigen Fluten, die ihn aufs neue umdrängten. Er hörte kaum die ermutigenden Worte Felix', Melchior sei gestern auf dem Heimwege zwei betrunkenen Karabinieri begegnet, die ihn beschimpften; er habe heftig erwidert und sei deshalb verhaftet worden. Es wäre nichts, Zio Pietro möge nur ruhig sein, es wäre gar nichts!

So ist es nicht! Warum wollen sie mich täuschen? Ich rieche das alte Herz. Und von dem Augenblick an hegte er nur das Verlangen und den festen Vorsatz, um jeden Preis nach Nuoro hinunterzugehen, um die ganze traurige Wahrheit zu erfahren. „Führe mich in die Stadt, Felix, nimm mich mit, tue mir das zuliebe!“

„Seid Ihr verrückt, Zio Pietro,“ schrie Basilio. „Was wollt Ihr da unten? Euch umsonst quälen? Die Sache ist ja gar nicht der Mühe wert.“

„Nein,“ wiederholte Felix, „es ist wirklich nicht der Mühe wert.“

Wie sehr Zio Pietro auch bat, sie taten ihm nicht den Willen. Felix blieb den ganzen Tag und die folgende Nacht oben. Alle benachbarten Hirten, die von Melchior's Verhaftung gehört hatten, auch der alte Schweinehirt, kamen betrübt heran, um den Alten zu trösten, ihn zu versichern, daß sein Sohn gewiß binnen kurzem freigelassen würde. Er hörte sie an und schwieg, eine tiefe Falte auf der Stirn, die Hände auf dem Stoc gefaltet. Kein Zuspruch vermochte ihn zu trösten, kein Trost ihn von dem Vorsatz abzubringen, nach Nuoro zu gehen.

Und doch hielt ihn den ganzen Tag die Hoffnung aufrecht, Melchior heimkommen zu hören. Der Hund ging aus und ein, unruhig, ihn mit leisem Stöhnen anblickend. Nur die Kasse saß behaglich vor dem Feuer, wie sonst, in den halbgeschlossenen, glänzenden Augen die Gleichgültigkeit der Selbstsucht.

So vergingen mehrere Tage; die Freunde wurden es müde, den Alten zu besuchen, und die Hütte versank in trostlose Einsamkeit. Melchior kam nicht wieder. Zio Pietro ab nicht; sein Schädel wurde bleich, der Bart gelb.

„Ihr werdet noch verrückt,“ schalt Basilio in aufrichtiger Bergeißelung. „Wenn Ihr so fortfahrt, so seid Ihr bald ein Gerippe, und wenn Zio Melchior zurückkommt, wird er seine Sache in schöner Ordnung finden. Und was kommt dabei heraus, Zio Pietro? Daß das Gericht alles schluden wird!“

„Bringe mich nach Nuoro, Basilio!“

„Das fällt mir gar nicht ein! Ihr bleibt mir hier, das schwöre ich Euch, und Ihr eßt und trinkt und seid guten Muts; das wird sich alles schon machen.“

Zio Pietro wurde nicht zornig, er schwieg und beugte das Gesicht über die Hände; aber sein Schweigen war ergreifender als jedes harte Wort. Dann umschmeichelte Basilio ihn, kniete zu ihm hin wie ein Kind und reichte ihm Brot und Milch.

„Eßt doch, Zio Pietro, seid gut, mein kleiner Zio, seid doch gut! Was kann es nützen, daß Ihr so seid? Kommt doch, Zio Pietro, seid stark! Erinnert Ihr Euch denn gar nicht mehr an all die schönen Geschichten, die Ihr mir erzählt habt, an all die Ermahnungen, die Ihr mir gegeben? Wozu nützen mir die denn, wenn Ihr mir nicht ein gutes Beispiel gebt? Kommt, seid doch vernünftig. Wir wollen zu unserer lieben Frau gehen und beten, ja?“

O Dio, sagte er dann zu sich, es ist alles vergebens. Er hört nicht die Spur. „Seid Ihr taub geworden, Zio Pietro?“ schrie er aufstehend. „Was wird denn aus mir, wenn Zio Melchior Euch tot findet? Dann wird er sagen, ich hätte schuld! Aber ich weiß ein Mittel: Ich gehe fort und lasse Euch allein mit Euren Ziegen und Euren Grillen.“

Diese Drohung rüttelte den Alten etwas auf; die Angst vor der Einsamkeit, die Sorge, daß die Herde gestohlen werden könne, bezwangen seinen Schmerz.

Ohne jede Beihilfe vermochte Basilio nicht, alle nötige Arbeit allein zu besorgen: die Hürde war schmutzig, das Feuer oft erloschen, die in Eile gemolkene Milch spärlich und unrein. Wenn er sie nach Nuoro gebracht hatte, kehrte er unverweilt auf den Berg zurück; seit Melchior's Verhaftung hatte er Pasta nicht wieder gesehen. Das brachte ihn vollends aus dem Gleichgewicht, machte ihn unruhig und traurig. Eines Tages dachte er: Ich habe es jetzt satt, ich muß Hilfe haben — und ich muß sie sehen.

„Zio Pietro, so geht es nicht mehr, ich muß mich nach einer Hilfe umsehen, ist es Euch recht?“

Der Alte nickte.

„Gebatter Jacu,“ sagte Basilio zu dem alten Schweinehirten, „gebt auf Zio Pietro und die Ziegen Acht!“

Und wie gewohnt, versprach der Alte und hielt sein Versprechen nicht.

Basilio stieg zur Stadt hinab, suchte in Via Bisaccias Nähe einen kräftigen, arbeitslosen Burschen und schlug ihm vor, zu ihm hinaufzukommen, um ihm zu helfen und während seiner Abwesenheit auf die Herde zu achten.

„Wieviel gibst Du mir?“

„Vier Lire den Monat.“

„Nein, zehn.“

„Zehn? Pah!“ schrie Basilio und spuckte aus. „Du wagst es, zehn Lire zu verlangen, Du rändiger Kerl?“

„Sonst komme ich nicht,“ sagte der Bursche mit größter Gleichgültigkeit.

„Du Faulpelz, Du Laufesbub! Ja, so seid Ihr alle, ihr verdammten Nuoresen! Herrenlose Hunde! Ihr sterbt Hungers, und wenn man Euch Arbeit anbietet, so seid Ihr unverkämmt! Ihr wollt in einem Tage verdienen, was Ihr im ganzen Jahre verbummelt!“

„Geh, Du bist schlechter Laune heute,“ sagte der andere verächtlich.

Basilio ging, um Pasta aufzusuchen und traf sie nicht. Schmerz und Zorn überkamen ihn, und da die Zeit vorrückte und er jemand mit hinaufnehmen mußte, der folgenden Tages oben bliebe, damit er sich in Nuoro aufhalten könnte, um Pasta auf jeden Fall wiederzusehen, so ging er wieder zu dem Burschen hin.

„Ich gebe Dir fünf Lire.“

„Nein, zehn.“

„Sechs.“

„Nein, zehn.“

„Sechs, Du Bettelbub! Wenn Du das nicht annimmst, so prügele ich Dir die Seele aus dem Leibe.“

„Nein, zehn.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Musikleben.

Nachdem in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit der Bau musikalischer Instrumente mit einer lebhaften Entwicklung vorwärts geschritten war, ist er im 19. Jahrhundert der Hauptsache nach still gestanden. Natürlich hat er trotzdem eine gewaltige quantitative Ausdehnung bekommen, die zugleich zu einer Verbilligung führte; heutzutage kauft man ordinäre oder selbst mäßig gute Instrumente zu verhältnismäßig billigen Preisen.

Diese Stodung im Instrumentenbau auf ihre verschiedenen Ursachen hin zu ergründen, wird für den zukünftigen Geschichtsschreiber unserer Musik wohl eine wichtige Aufgabe werden. So viel sich bereits jetzt erkennen läßt, dürfte sie vor allem mit dem Epigonentum zusammenhängen, daß sich von unserer klassischen Blütezeit der Musik bis heute erstreckt. Sodann kommen einige mehr technische Gründe hinzu. Der Bau der Geigen litt nicht nur unter der unbestreitbaren Vollkommenheit der alten italienischen Geigen, sondern auch unter der Legende von ihrem Besserwerden mit dem Alter und unter dem Suchen nach einzelnen Kunstgriffen, deren jene Geigen ihren Wert verdanken sollten.

Dazu kommen noch Schwierigkeiten, die in der Natur der Sache liegen. Um sie zu überwinden, geschah auch in dieser weniger fortschrittlichen Zeit manches, das uns nun in einige Angelegenheiten des musikalischen Tages hineinführt. Unter jenen Schwierigkeiten steht voran die Gewinnung tiefer Töne bei Saiten- und Blasinstrumenten. Um tief zu klingen, muß eine anzublaseende Pfeife sehr lang sein; und eben dies gilt in der Hauptsache von einer gestrichenen oder gezipften Saite. Dadurch ist in jedes Orchester oder überhaupt in jede Instrumentengruppe eine Schwerefälligkeit hineingebracht, falls man nicht auf tiefere Töne verzichten und dadurch künstlerisch eine Halbheit haben will. Die Gewinnung von Instrumenten mit entsprechenden Pfeifen oder Saitenlängen und die Ueberbringung und Handhabung der betreffenden umfangreichen Instrumente ist ein altes Kreuz des Ensemblepfeifers. Dazu kommen noch andere Schwierigkeiten. Tiefklingende Pfeifen geben entweder einen ordinären Ton oder sie bringen große Mühen des Anblasens mit sich. Richard Wagner hat gerade dies durch die Einführung seiner sogenannten Wagner-Tuben zu überwinden gesucht; und es ist beinahe ein Rätsel, daß diese wohlklingenden und brauchbaren Instrumente so wenig weiter verwendet werden.

Die Saite, welche man streicht oder zupft, muß für tiefe Töne entweder sehr lang sein, oder sie muß andere Eigenschaften zum Ersatz dafür annehmen, die aber wiederum die Klangschönheit stören. Die Länge kann ersetzt werden entweder durch eine geringere Spannung, oder durch eine größere Dicke (bei klingenden Stäben gibt umgekehrt die größere Dicke einen höheren Ton), oder sie muß endlich schwerer sein, was am bequemsten durch ein „Neberspinnen“ mit Kupfer- oder Silberdraht bewirkt wird. Diese Veränderungen an der Saite sind nun im allgemeinen dem Klange nicht günstig; namentlich die geringere Spannung ist schuld an einem brummigen, armseligen Ton.

In dem Bau des heutigen Weltinstrumentes, des Klaviers, kehrt jene räumliche Schwierigkeit wieder. Will man gute tiefe Töne haben, so braucht man lange Saiten und einen langen Flügel. Dazu reichen ärmlichere Wohnungen nicht aus. Oder genauer gesagt: in einer reichlichen Wohnung findet man keinen Platz dafür, wenn man keinen finden will; und in einer ärmlichen findet man Platz dafür, wenn man einen finden will. Dadurch ist namentlich für Norddeutschland die Klavierfabrikation auf Mittel zur Verfügung der Instrumente geraten. Man macht ganz einfach die Flügel kleiner und kleiner, von der Konzertgröße bis herab zu Formaten, die irgend einen süßen Verkleinerungsnamen bekommen. Ein zweites Mittel, Raum zu sparen, ist die Legung der Saiten in lotrechte statt in wagrechte Richtung, also die Konstruktion von aufrechtstehenden Klavieren, von sogenannten Pianinos. Diese Form des Klaviers ist leider wenigstens in unseren Gegenden die vorherrschende geworden und hat immerhin zur Fabrikation von Instrumenten geführt, die anerkannterwert sind, wenigstens in Verhältnis zu der Aufgabe, mit dieser Form etwas Besseres zu leisten. Das Pianino leidet wohl immer unter der besonderen Schwierigkeit, die aufrechtstehenden Saiten ebenso genau zu „dämpfen“, wie es bei wagrechten möglich ist. Außerdem aber führt man das Pianino nicht in eine solche Höhe hinauf, daß die Saiten für die tiefen Töne lang genug sein könnten, und so halten wir wiederum bei dem Mangel einer klangvollen Tiefe.

Dazu nun die unvermeidliche Eigentümlichkeit aller sogenannten Harfeninstrumente, d. h. aller gezupften Saiteninstrumente: daß sie nämlich den Ton nicht wie bei den Streich- und Blasinstrumenten gleichmäßig fortlingen, sondern sofort kurz abreißen lassen. Wir merken dies nur nicht recht, und dieser Umstand allein schon wirkt ungünstig auf die Bildung unseres akustischen Gehörmaßes ein. Will man ferner auf einem dieser Instrumente eine große Stärke, und zwar mit einem wirklich schön und voll klingenden Ton erzeugen, so steht man bald an der Grenze des Möglichen. Das Klavier wenigstens läßt zwar in seiner heutigen Konstruktion eine große Stärke des Tones entfalten; unschön aber wird er doch immer, besonders in den höheren Lagen, und daß wir es nicht merken, ist wiederum ein Stück Geschmackverfälschung.

Unser heutiges Klavier ist ein sogenanntes Hammerklavier: d. h. es läßt seine Saiten mit Hämmern anschlagen, die gut beweglich am rückwärtigen Ende des Tastenhebels sitzen. Die erste Erfindung geht auf B. Cristofori 1711 zurück. Ihr Hauptfortschritt gegen früher bestand darin, daß man durch sie eine beliebige Abstufung schwacher und starker Töne erzielen konnte; daher der Name Pianoforte. Dessen hauptsächlichster Vorgänger war eine Klavierart, bei welcher der Ton immer gleich stark herauskam: das Clavecin oder Clavicimbal, seinem Namen nach auf das Hackbrett zurückgehend, das auch Cimbal heißt. Hier gab es nicht Hammer, sondern feste Federhebel am Tastenhebel. Dadurch war der Ton immer ein gleich starker Reizton. Eine andere frühere Klavierart, bei welcher vom Hebelende Metallzungen an die Saiten angedrückt wurden, war insofern vorteilhafter, als hier Schattierungen der Stärke angebracht werden konnten, abgesehen von anderen Vorzügen, die uns eine Sehnsucht nach dieser Art zurück erwecken. Doch lag es wahrscheinlich an der bescheidenen Jungeit des „Tangentenflügels“ oder „Clavichordes“, daß seine Nebenart sich besser hielt. Sie war vom Beginn der Neuzeit bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein das wohl meistgebrauchte Tasteninstrument; ein nicht vollständiger, aber durchdringend scharfer Ton machte es sogar geeignet zum Erlaße des Orchesters beim Begleiten von Rezitationen in der Oper. Doch an dem Mangel der Tonhärte lag es sich sozusagen tot. Immerhin gab es auch dafür einen kleinen Ausweg: man legte zwei selbständige Reihen von Saiten an, die eine meist um eine Oktave höher als die andere, und machte für jede ein eigenes Tastenwerk (Manual), so daß man wie auf der Orgel in zwei Registern spielen konnte; und auch sonst wurden Kunstgriffe angewendet, um derartige Schattierungen, wenigstens innerhalb einer größeren Partie des Tongebietes, zu erzielen.

Der kurze, durchdringende, einformige Ton des Clavicimbals (das übrigens die Abart des Pianinos bereits durch das „Clavichorium“ vertrat) führte zu der Abhilfe, die Schönheit einer Klavierkomposition mittels schneller Aufeinanderfolge vieler Töne zu erzielen. Und dies wieder führte zu einem Schönheitsstil, der vorzüglich für jene Zeit der Barocke und des Rokoko paßte, die hier in Betracht kommt.

Besagte Schönheitswelt wurde uns einigermaßen lebendig vor die Ohren gezaubert in einem Konzerte, das vor kurzem die Klavierspielerin Wanda Landowska aus Paris gab. Sie spielte abwechselnd auf einem modernen Hammerklavier und auf einem von heutiger Fabrikation nachgebildeten Clavecin. Komponisten waren unser großer Bach und Zeitgenossen von ihm. Unter diesen ragt besonders hervor François Couperin „der Große“. Er war seit 1701 Hofmusiker in Paris, wirkte also speziell in der letzten Zeit der Barocke und der ersten des Rokoko. Seine Klavierstücke sind charakteristisch für die Anfänge des Klavierstiles; Bach hat an sie angeknüpft. Sie leisten wohl das eigenartigste an Schönheitsstil, doch immer in der zielstrebigen Vornehmheit. Auch der Programm-Musik gehören sie an: ihre gespreizten Titel und die simple, aber doch geschmackvolle Art, wie sie diesen Titeln gerecht zu werden suchen, fann immer noch Bewunderung erwecken. Jedenfalls sind wir jener Dame zu Dank verpflichtet, daß sie uns neben dem vielen Einerlei der Konzerte auch einmal etwas anderes gebracht.

Die Schwierigkeit mit den langen Saiten für tiefe Töne nimmt

im Bau der Geigen noch eine besondere Eigenheit an. Die einen Geigen werden auf dem Arme gehalten, können also nicht sehr lang sein; die anderen stehen am Arme und sind dadurch allerdings etwas bequemer auf längere Saiten und größere Tonhöhen einzurichten. Aber dazwischen fehlt es immer noch. Im Streichquartett werden die vier menschlichen Stimmen, oder genauer die vier Verkörperungen der drei höheren menschlichen Stimmlagen, durch vier Arten der Geigen nachgebildet, oder genauer wieder durch drei: d. h. zwei hohe Geigen (Violinen) bekommen die ersten zwei Stimmen, eine um etwas größere und um eine Quinte tiefere Geige (die Bratsche), hat die dritte Stimme, und nur eine einzige Kniegeigeart (das Violoncello) ist für die untere Stimme da. Das letztgenannte Instrument muß entweder unförmlich groß sein, wie unsere Kontrabässe, oder es muß auf die sehr tiefen Töne verzichten.

Aus dieser Sachlage ergeben sich zwei Mängel der Quartettkunst: die Kompositionen bewegen sich etwas zu sehr in der Höhe, und zwischen den Armgeigen und der Kniegeige bleibt eine Lücke. Dazu kommt noch, daß die Bratsche einen etwas näselnden Ton hat, wohl weil sie flach gebaut zu werden pflegt. Wegen diesen sowie gegen die vorigen Uebelstände kämpft der Instrumentenbau schon seit längerer Zeit zwar mit Eifrigkeit, aber mit wenig Erfolg an. J. B. Bouillaume konstruierte ein „Contralto“; A. Stelzner führte seit 1891 eine etwas tiefere „Violotta“ und ein „Cellone“ ein. Am bemerkenswertesten wohl ist das, was auf diesem Gebiete Hermann Ritter geleistet hat. Er erfand eine „Viola alta“, oder „Altgeige“, wie sie Richard Wagner zu nennen vorschlug. Das Instrument ist etwas größer als unsere gewöhnliche Bratsche und ist weniger flach gebaut, folglich auch weniger näselnd. Im übrigen bleibt sie bei der Besaitung unserer Bratsche; doch hat ihr Erfinder später auch eine Abart mit einer tieferen fünften Saite konstruiert.

Die Wiederholung der Schwierigkeit mit den tiefen Tönen bei den Blasinstrumenten führt uns gerade hier zu einer merkwürdigen Einzelheit. Das liebliche Instrument für die trillernde Höhe, die Flöte, könnte immerhin noch etwas mehr in die Tiefe gehen. Allein Schwierigkeiten der Konstruktion und des Anblasens treten wieder dazwischen. Mollenhauer in Zulda hat nun, anknüpfend an frühere Flötenarten, eine „Altflöte“ gebaut. Für sie ist seit 1897 an jener Lehranstalt, welche überhaupt für Instrumentalkunst besonders in Betracht kommt, ebenfalls ein eigener Unterricht eingeführt. Selig Weingartner hat sich ihr kompositorisch angenommen.

Ganz neuerdings tritt ein eigenes Ritter-Quartett, das „Neue Deutsche Streich-Quartett“ in Bielefeld, auf. Es schließt sich an die Leistungen von Professor Ritter an und setzt sein Material aus zwei Armgeigen und zwei Kniegeigen zusammen. Die Namen der Instrumente sind: Geige, Altgeige (fünfsaitig), Tenor-geige, Bassgeige; letztere immer noch höher als der Kontrabaß. Wir hören, daß dieses Quartett am 10. November in Barmen zum ersten Mal an die Öffentlichkeit getreten ist, und zwar unter Assistenz und mit eigenen Kompositionen von Weingartner, der überhaupt ein Protektor von Fortschritten im Instrumentenbau ist. Die Wirkung des neuen Quartettes wird anscheinend sehr günstig beurteilt, insbesondere in bezug auf Abrundung und wohl auch Verstärkung des Tones. Allein es wird ein wenig gellagt, daß der durch die Altgeige beabsichtigte Ausgleich der Mittellage doch nicht so, wie erwartet, gelungen sei.

Während wir auf diese Neuerung für Berlin erst warten müssen, hat uns neulich der Kammervirtuos Georges von Kossard mit der Viola alta etwas näher bekannt gemacht. Auch hier konnten wir den gut klingenden Charakter dieses Instrumentes schätzen lernen, hatten aber doch den Eindruck, daß man mit ihr immer noch nicht weit kommt. Daß der genannte Herr gut spielte; daß seine Konzertpartnerin Beatrice von Kossard weniger gut sang; daß ein viel Aufsehen machender Geiger Joan Manen mit typischer Virtuosität dies und das spielte; und daß unter den zahlreichen Vereinigungen für Streichquartett im älteren Sinne das „Münchener Streichquartett“ der Herren Theodor Kilian usw. einen recht günstigen Eindruck machte: das sei als weniger wichtiges Alltagsleben bezeichnet.

Unsere neuen Opertheater arbeiten reichlicher weiter, als wir im einzelnen sagen können. Auch die typischen großen Gäste brauchen wir nicht alle nennen. Beschränken wir uns auf eine Aufführung des „Barbier von Sevilla“ im Theater des Westens mit Francesco d'Andrade als Gast! Das war allerdings ein Meisterwerk von Einheit des Gesanges und des Spieles — der Gast nämlich, nicht die Gesamtauführung. Was da an Italiensch und Deutsch und Kunst und Unkunst durcheinander gemacht wurde, entzieht sich der Aufzeichnung. Eine besondere Erwähnung verdient aber, neben der Italienerin Martha Petrini, der Tenor Christian Hansen. Eine zarte, helle, fast weibliche oder kindliche Stimme, aber gut gebildet und gut verwendet. —

sz.

Kleines feuilleton.

— Der Gegenpastor. Der „Frankfurter Zeitung“ wird aus London geschrieben: Ein ganz eigenartiger Gottesdienst hat dieser Tage in einer kongregationalistischen Kirche in Dalkeith bei Edinburgh stattgefunden. Mit dem Prediger dieser Kirche, dem Reverend Robert Dermid Brown, ist ein Teil der Gemeinde nicht zufrieden; man hält ihm u. a. vor, daß er einen Jüdenbäder-Laden

Habe, was sich für ihn als Geistlichen nicht passe, und man hat ihn schließlich aufgefordert, von seinem Amte zurückzutreten. Der Reverend Brown hält aber an seinem Amte fest, und es kommt ihm dabei von Statten, daß er den Schlüssel zur einen Kirchentür in seinen Händen hat. Die Kirche hat aber noch eine zweite Tür, und zu dieser haben die Gegner des Geistlichen den Schlüssel. Sie haben von dieser Schlüsselgewalt Gebrauch gemacht, indem sie einen aus Eiburg verschriebenen neuen Geistlichen durch die zweite Tür in die Kirche hineinließen. Als Reverend Brown durch seine eigene Tür die Kirche betrat, um den Sonntags-Gottesdienst zu beginnen, sah er, daß der Gegenpastor schon auf der Kanzel stand und betete. Zum Glück war die Kanzel geräumig genug für zwei Prediger, und so nahm denn der Reverend Brown neben seinem Rivalen auf der Kanzel Aufstellung und ließ dann, nachdem sein Rivale ausgedehnt hatte, die sehr kriegerisch im Marschtempo komponierte Hymne: „Onward, Christian soldiers“ anstimmen. Die Gegenpartei konnte aber auch mit musikalischen Leistungen anwarten, zumal sie ein eigenes Harmonium in die Kirche gebracht hatte, und sie stimmten den Choral an: „Kämpf' guten Kampf!“ Beide Pastoren feuerten ihre Anhänger mit heftigen Gestikulativen zum Singen an, doch als der Lärm zu arg wurde, ließen sie das Singen einstellen, und sangen nun an, gleichzeitig zur Gemeinde zu sprechen. Am wurde der Lärm noch ärger, und da erschienen noch drei Männer auf der Kanzel und blieben dort mit drohenden Blicken stehen. Offenbar bildeten diese drei Männer die Leibwache des Reverend Brown, denn die Gegenpartei verhöhnte sie und nannte sie „Preisboger“. Der Lärm und das Geschrei wurde immer schärfer, aber Reverend Brown fühlte sich jetzt, da er seine Leibwache auf der Kanzel bei sich hatte, so sehr als Herr der Situation, daß er seinem Rivalen zurufen konnte: „Wenn Sie ein Gentleman sind, so verlassen Sie diese Kanzel, und wenn Sie das nicht tun, so werfe ich Sie die Treppe hinunter!“ Der Rivale blieb auf der Kanzel und der Lärm wurde noch größer, worauf der Rivale erklärte, er wolle den Reverend Brown zunächst zur Gemeinde reden lassen und nachher wolle er selbst sprechen. „Wenn Sie das versuchen, werfe ich Sie hinaus!“ rief der Reverend Brown. Herr Brown sprach nun zur Gemeinde, wurde aber viel durch Gelächter und Lärm unterbrochen. „Madame, in der Hölle werden Sie nicht lachen!“ rief er einer lachenden Dame zu. Nachdem Brown seine Ansprache beendet hatte, verließ er in gravitätischer Haltung die Kirche, gefolgt von seiner Leibwache und von seinen Anhängern. Der Rivale erklärte dann, es würde doch nur Spott erwecken, wenn er den Gottesdienst jetzt fortsetze, und darum verließ auch er mit seinen Anhängern die Kirche. Der ganze Gottesdienst hatte zwei Stunden gedauert und der Tumult war so groß gewesen, daß sich auch vor der Kirche eine Volksmenge angesammelt hatte, die den Lärm mit anhörte. —

Geographisches.

— In der Gesellschaft für Erdkunde sprach Dr. L. Diels über die Pflanzengeographie von Innerchina. Der Redner führte nach dem „Reichsanzeiger“ folgendes aus: Das innere China gehört zu den Gegenden der Erde, die noch von keinem wissenschaftlich gebildeten Botaniker besucht worden sind. Alles, was wir von seiner Flora wissen, beruht auf Sammlungen, die namentlich in den letzten zwei Jahrzehnten dort von Männern zusammengebracht worden sind, die neben ihrem Verufe oder neben dem Hauptzweck ihrer Reise Zeit fanden, Herbarien anzulegen. Weitans die größten Verdienste haben sich in dieser Richtung seit den Zeiten des H. B. Armand David (1869) die französischen Missionare Westchinas erworben. Daneben bleiben vor anderen Nationalitäten nur wenig Namen zu nennen, wie A. Henry, von Nothorn und P. Giraldi. Ihre Sammlungen zeigen, daß eine überaus mannigfaltige Waldvegetation in dem Gebirgsabhang des westlichen Szechuans und namentlich in den Ländern der unabhängigen Lolo-Stämme vorhanden ist. Diese Wälder bestehen, ähnlich wie in Japan, aus einem ungemessen reichen Gemisch immergrüner oder im Winter laubabwerfender Bäume, teils tropischen Gepräges, teils lebhaft an unsere europäischen Wälder erinnernd. Aus den Gattungen unserer Nadelhölzer gibt es viele Arten, denn Buchen, Birken, Eichen, Ahorn, Kirschen, Ficus gedeihen alle in großer Formfülle. Ebenso vielseitig sind der strauchige Unterwuchs und die Stauden und Kräuter. Der ganze Wald ist durchsetzt von Schlinggewächsen. Aehnliche Wälder gibt es auch in den viel niedrigeren Gebirgen im Osten Szechuans und in der ferneren Umgebung des Jangtse-Hafens Tschang. In anderen Gegenden Innerchinas, wie namentlich in den Tälern, dann im „Noten Becken“ von Szechuan und auf dem Tsinglin-schan-Gebirge ist von den Chinesen der Wald zerstört worden, so daß der Boden jetzt entweder kultiviert ist (besonders intensiv im genannten Noten Becken) oder aber ein Gebüschdickicht von immergrünen Sträuchern trägt. In den höheren Lagen der Gebirge wird der Nadelwald durch einförmige Nadelholzbestände, Rhododendrongebüsch, und endlich blumenreiche Alpenmatten, die mit Primeln, Enzian, Pedicularis usw. reich bestanden sind und viele von den Chinesen höchst geschätzte Arzneidrogen liefern. Durch die nord-südliche Richtung der mächtigsten Kette und der bekanntlich nach Hinterindien hineinziehenden Stromläufer treten in Innerchina die Tropen und ihre Pflanzenwelt mit den gemäßigten Zonen in so heitere Verbindung als irgendwo sonst auf der Erde. Und da die Geologie

beweist, daß dies Verhältnis schon seit uralter Zeit besteht, so ist es nicht überraschend, in der Flora Spuren hohen Alters und ungestörter Fortentwicklung zu bemerken. Man sieht, wie sich dort der nordische Laubwald gewissermaßen herausläßt aus dem immergrünen tropischen Urwald, und auch sonst zeigen die floristischen Beziehungen, daß jener gigantische Gebirgsnoten an der Grenze von China und Tibet von einer vielleicht unübertroffenen Fernwirkung für die Vegetation der Erde und besonders für die Pflanzendecke der nördlichen Halbkugel gewesen ist. Und darum sind jene entlegenen, noch so wenig erforschten Gebiete auch für den Botaniker voll von Problemen, gerade so, wie sie für die Geologie und manchen anderen Zweig der Erdkunde die wichtigsten Aufschlüsse zu versprechen scheinen. —

Vergbau.

— Der größte Platinklumpen. Aus Petersburg berichtet die „Chemiker-Zeitung“: Zwei große Klumpen gediegenen Platins sind Anfang Oktober in den bekannten, den Erben des Grafen Schuwalow gehörenden Platinlagerstätten des Kreises Perm im gleichnamigen Gouvernement, diesseits des Urals, aufgefunden worden. Der eine Klumpen wiegt fast 4 Kilogramm, während der andere das um mehr als Doppelte größere Gewicht von 84 Kilogramm besitzt, also etwas schwerer ist als der bis jetzt bekannte größte, von Gansang freie Platinklumpen von 8,33 Kilogramm. Die beiden Klumpen befanden sich in einer Tiefe von 1½ Metern am Ufer des Flüsschens Jz und waren mit dem sie umgebenden Chromeisenerz und Olivingerz nicht verwachsen; sie besitzen eine vollkommen abgerundete Form, eine helle Farbe, sind massiv und haben das spezifische Gewicht 18,13 bezw. 18,06. Augenscheinlich müssen diese beiden Platinklumpen von ihrem ursprünglichen Fundorte fortgetragen worden sein. —

Humoristisches.

— In Gedanken. Führer (auf eine Bergspitze zeigend): „Hier der Großglockner!“
Tourist: „Hier Meier u. Ko.“ —
— Aus dem Lokalbericht. „Einige Nadaubröder haben heute wieder die Ruhe unseres Städtchens durch wilde Rauffereien gestört. Unter den Verletzten befindet sich auch unser hochverehrter Herr Bürgermeister.“
(„Lustige Blätter“.)

Notizen.

— Ein Schillerbuch für die Jugend gibt die literarische Vereinigung des Berliner Lehrervereins zum hundertsten Geburtstag des Dichters heraus. Das Buch wird außer einer Einleitung die für die Jugend verständlichen Gedichte Schillers enthalten. —
— Der „Simplicissimus“ hat eine Auflage von 85 000 Exemplaren erreicht. —
— Zugangen ist uns: Albert Langens Verlags-Katalog 1894—1904. Das Buch enthält 36 Selbstbiographien der Verlagsautoren und 57 Karikaturen von D. Gulbransson und Th. Th. Heine. Preis 1 Mark. Ausgabe auf besserem Papier 2 Mark. —
— Professor Kernst ist als ordentlicher Professor und Direktor des Instituts für physikalische Chemie an der Universität Berlin berufen worden. —
— Ostar Wildes Komödie „Lady Windermere's Fächer“ ist nach 12-jähriger Pause in London wieder aufgeführt worden, erregte aber kein Interesse mehr. —
— Ernst wird's mit dem „Roland von Berlin“. Leoncavallo ist in Berlin und leitet die letzten Proben. Die Erstaufführung findet am 12. Dezember statt. —
— Wolzogen eröffnet sein Unternehmen mit der zweiaktigen komischen Oper „Die Bäder von Lucca“. Den Text hat der Freiherr nach Heinrich Heine zurechtgezimmert, die Musik stammt von Voguinit Zepfer. —
— Die „Symphonia domestica“ von Richard Strauß hat in Wien stellenweise außerordentlich gefallen. Das Konzert war von der Vereinigung schaffender Tonkünstler veranstaltet worden. Gustav Mahler dirigierte. —
— Beobachtung eines Schmetterlingszuges auf dem Meer. Daß Weislinge sich gelegentlich zu gewaltigen Schwärmen zusammenrotten und dann weitere Wanderungen unternehmen, ist eine schon mehrfach beobachtete Erscheinung, deren Ursachen freilich noch nicht mit wünschenswerter Sicherheit bekannt sind. Während des letzten Sommers wurde ein derartiges Schwärmen am 10. und 11. Juli an der französischen Küste über der Meeresoberfläche zwischen den Inseln Chauvey und Granville festgestellt. Ein Augenzeuge schildert den Vorgang folgendermaßen: Die Weislinge flatterten in so gewaltiger Menge umher, daß man sich in ein regelrechtes Schneegestöber versetzt glauben konnte, um so eher, als der Andrang der Tiere zu Zeiten besonders dicht und heftig war, um dann wieder abzuflauen. —
(„Prometheus.“)

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 27. November.